



HONO

LULU

KING

ROMAN

ANNE-GINE GOEMANS

INSEL

sein. Ihr Herz hämmert. Kann er wirklich so bescheuert sein, ihr in Gegenwart ihres Großvaters Schmuck zu schenken? Sie schaut in die Schachtel und atmet auf.

»Es ist mein alter iPod, aber er ist noch völlig in Ordnung«, sagt Olaf. »Ich dachte, na ja, ich hab gesehen, dass du noch so einen altmodischen Walkman hast, und diesen iPod benutze ich doch nie mehr. Deshalb.«

4

Hardy steht unter der Dusche. Der Duschvorhang klebt an seinen Beinen, aber er lässt es so. Er starrt nach unten, ohne seinen Körper anzusehen. Der faltige Bauch, die knochigen Hüften, die mageren Beine, sie gehören ihm und kommen ihm doch fremd vor. Sein Körper, mit Ausnahme des Kopfes, erinnert ihn an das sehr lange gekochte Fleisch, das seine Schwiegermutter sonntags auf den Tisch brachte. Er war ganz wild darauf, aber jetzt selbst so auszusehen, ist doch etwas anderes.

Im Schlafzimmer stellt er sich vor den Kleiderschrank und wählt ein Hemd mit einem Muster aus blauen Kreisen und beigefarbenen Spiralen. Manche Kunden behaupten, dass man Halluzinationen bekommt, wenn man diese Hemden zu lange anschaut. Immer Holländer, die sind nichts gewohnt. Überhaupt sind die Leute heute nichts mehr gewohnt. Hardy zieht sein Kreis- und Spiralhemd an. Zweiundsechzig Batikhemden und fünfundvierzig Hawaiihemden besitzt er. Seine Enkelin hat sie neulich gezählt und ihre *Top Five* auf dem Bett ausgebreitet. Als Nummer eins ein Hemd, das an eine Ansichtskarte aus Honolulu erinnert. Surfer, Ananasfrüchte, Blumen und Ukulelen machen sich gegenseitig den Platz auf dem Seidenstoff streitig. Es ist mindestens sechzig Jahre alt und ein kleines Vermögen wert. Hardy schätzt das klassische Hemd mit den Original-Bambusknöpfen auf um die tausend Euro. Seine Enkelin glaubte ihm nicht, bis er ihr im Internet Auktionen mit Hawaiihemden zeigte. Sie war beeindruckt. Das tat ihm gut. Er beeindruckt sonst niemanden mehr.

Nach dem Anziehen geht er zur Waschmaschine im Badezimmer. Die Tasche mit Christinas Wäsche steht auf dem Boden. Er drückt die Nase in ihre hellblaue Weste und riecht ihren Körper. In ihren getragenen Sachen findet Hardy seine Frau wieder. Er lässt eine Bluse durch seine Hände gleiten. Auf dem Kragen sind winzige Schuppen. Im Nachthemd entdeckt er ein verirrtes Haar. »Schmutzige Wäsche« nennt das Personal die Sachen. *Nehmen Sie die schmutzige Wäsche Ihrer Frau mit, Herr Hardy?*

Hardy kann Christinas Körpergeruch unmöglich schmutzig nennen. Ihr Geruch ist sorgsam aus vierundfünfzig gemeinsamen Jahren zusammengesetzt. Er riecht ihre erste Zeit, Christinas süßen Duft, wenn sie miteinander geschlafen hatten. Mit dem Zeigefinger streicht er über das Wäscheetikett mit ihren Initialen, das er innen im Nachthemd aufgebügelt hat. Als sie ins Hotel zog, wurde ihm dringend geraten, ihre Kleidungsstücke durch Etiketten zu markieren, damit in der Wäscherei nichts durcheinandergeriete. Man hatte ihn schief angeschaut, als er sagte, dass er die Sachen seiner Frau selbst waschen wollte. Getragene Kleidung ist etwas so Persönliches, man sollte sie nicht Fremden überlassen. Außerdem wollte er Christina nicht auf C. H. reduzieren, das fand er ihrer

unwürdig. Aber auch wenn er die Verantwortung für ihre Wäsche übernahm, mussten die Sachen markiert werden. Denn es kam vor, dass Gäste Kleidungsstücke aus den Schränken anderer mitnahmen.

Hardy stopft Christinas Sachen in die Trommel, vom Hocken werden seine Beine steif. Anscheinend werden auch die Füße nicht mehr richtig durchblutet. Beim Aufstehen wird ihm schwindelig, das Badezimmer scheint sich in ein Fahrgeschäft in einem Freizeitpark zu verwandeln, in dem er einmal mit seiner Enkelin gewesen ist. Ein *Mad House*, in dem die Illusion hervorgerufen wurde, dass sie sich überschlugen, während es in Wirklichkeit der Raum war, der sich wie eine Waschmaschinentrommel um sie drehte. Als das Schwindelgefühl nachlässt, legt Hardy die gebügelten Blusen und Röcke in eine Reisetasche. Er schnuppert kurz an dem Stapel, aber ihr Geruch ist verschwunden – wie ihr Gedächtnis.

Er hängt sich die Tasche über die Schulter und geht die Treppe zum Toko hinunter.

»Guten Morgen, Hardy.«

Überrascht schaut Hardy zur Seite. Am Esstisch sitzt sein Freund Cok und raucht, vor sich einen Behälter mit Kokos-Curry.

»Ich hab dich gar nicht reinkommen hören«, sagt Hardy.

»Frau Carels holt heute Nachmittag ihren Curry ab. Ich dachte, ich fange schon mal an«, erklärt Cok und zieht an seiner Nelkenzigarette.

Wieder fällt Hardy auf, dass Cok mit seiner irrsinnigen Zahnprothese einem Hai ähnelt. Er mag seinen Freund sehr, aber nicht Haie. Er hasst sie. Seit seiner Jugend verfolgen ihn Haivisionen. Mit seinem Vater fing es an. John Hardy, Kriegsgefangener der Japse, endete vor der Küste Sumatras als Haifutter. Hardy war noch ein Kind, als die Todesnachricht sie erreichte. Als er seine Mutter hoffnungsvoll fragte, ob sein Vater eines Tages an den Strand gespült werden würde, antwortete sie, wahrscheinlich hätten ihn die Fische gefressen.

Danach hatte ihn zum ersten Mal eine Vision von einem Hai heimgesucht. Es war ein vier Meter langes Exemplar mit Knopfaugen in einem grauen, kegelförmigen Kopf. Der weiße Bauch blutverschmiert, im Magen Überreste von Hardys Vater. Seine unverdaute rechte Hand, die der Steel-Gitarre wundervolle Klänge entlockt hatte. Die Füße noch ganz unversehrt. Die Füße, auf denen der kleine Hardy mit seinen Füßchen gestanden und tanzen gelernt hatte, wie so viele Kinder.

»Hardy? Hardy?!« Cok schaut ihn fragend an. »Ich sagte: Fahr du ruhig zu Christina. Ich komme schon allein zurecht. Und bestell ihr herzliche Grüße.«

Hardy zieht die Tür hinter sich zu und betrachtet das Gebäude gegenüber. Die Fassade ist mit einer weißen Plane verhängt, hinter der Bohrlärm und schwere Hammerschläge zu hören sind. Bis vor einer Woche war dort eine Pizzeria. Davor ein China-Imbiss, davor ein kroatisches Restaurant, davor eine holländische Imbissstube, davor ein Tapasrestaurant – hier verlässt ihn die Erinnerung. Die Restaurants oder Imbisse

gegenüber machen schneller Pleite, als er sich neue Stiefel kauft. Warum, ist ihm ein Rätsel, in dieser Gegend mit ihren vielen Läden sind genug Leute unterwegs. Inzwischen ist sein Toko, überlegt er zufrieden auf dem Weg zur Bushaltestelle, das einzig Beständige hier.

Die Fahrtroute der Linie 5 führt durch das Stadtviertel, in das es Hardy als jungen Mann verschlagen hat. Am 17. November 1955, um genau zu sein. Drei Wochen hatte das Passagierschiff Willem Ruys gebraucht, um Hardys Zukunft von Tanjung Priok, dem Hafen Jakartas, nach Rotterdam zu verlegen. Ein entfernter Verwandter, älter als Hardy, holte ihn direkt am Kai ab und bot ihm vorübergehend das Sofa in seiner Wohnung unweit der Haarlemer Innenstadt als Schlafplatz an.

Der Gedanke an jenen Tag lässt ihn frösteln. Nie zuvor hatte er eine so bittere Kälte erlebt. Die Reling des Schiffs, die Tür des Fiat, mit dem er abgeholt wurde ... Sein Verwandter sagte kaum etwas, nur dass Hardy bei Minusgraden nie an Gegenständen aus Metall lecken dürfe, zum Beispiel an einem Brückengeländer. Oder einem Laternenpfahl oder Fahrradlenker. Sonst würde seine Zunge daran festkleben, erfrieren und abbrechen wie ein Stück getrocknetes Obst. Hardy dankte seinem Verwandten für den Rat, erklärte ihn aber im Stillen für verrückt. Welcher Idiot leckte denn an Geländern oder Fahrrädern? Vielleicht war das ja eine niederländische Eigenart. Hardy ist aber in all den Jahrzehnten niemals Niederländern begegnet, die in der Öffentlichkeit an etwas anderem als an einem Eis oder Lolli gelect hätten.

Zusammen mit einer jungen Frau steigt Hardy in den Bus. Sie trägt ein Baby vor dem Bauch. Er versucht sich vorzustellen, wie das Baby riecht. Auch der Geruch von kleinen Kindern ist etwas unverwechselbar Persönliches. Hätte man Hardy vor sechsundvierzig Jahren die Augen verbunden, ihn in einen Raum mit Hunderten von Babys geführt und ihm die Aufgabe gestellt, seine Tochter zu finden, hätte er sie mühelos aufgespürt. Er setzt sich der jungen Mutter schräg gegenüber, damit er einen Blick auf das schlafende Baby werfen kann.

Sein Verwandter hauste mit einer herrschsüchtigen Frau und fünf Kindern in einer kleinen Wohnung, für Hardy war dort kein Platz. Nachts schlief er auf dem Sofa. Sobald er aufwachte, floh er auf den Balkon, wo er ununterbrochen Zigaretten rauchte. Trotz der Kälte war er lieber draußen als unter seinen lauten, unbekanntem Verwandten, die ihn nicht beachteten. Die herrschsüchtige Ehefrau richtete an ihn nur die tägliche Frage, ob er schon eine Stelle und ein Zimmer gefunden habe, sonst kein Wort.

Eines Abends hörte Hardy vom begrünten Innenhof des Häuserblocks her leise Musik. Als er genauer hinhörte, wurde ihm klar, dass es sich um eine Steel-Gitarre handelte. In diesem feuchtkalten, feindseligen Klima plötzlich den warmen Klang des Instruments zu hören, das sein Vater so geliebt hatte, war eine geradezu religiöse Erfahrung, obwohl er an keinen Gott glaubte. Dank dieser reinen hawaiianischen Klänge wechselte das Leben

plötzlich in eine hellere Tonart. Es war, als würde ihn eine Riesenhand von dem holländischen Balkon auf die Veranda ihres Hauses in Malang versetzen.

Er war fünf Jahre alt, und auf seinen Oberschenkeln lag eine Gitarre. Sein Vater schob ihm metallene Fingerpicks auf seine schmalen Finger – Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand –, gab ihm in die linke Hand einen Metallstab und führte seine Hände auf den sechs Saiten. Betörende Klänge stiegen von seinem Schoß auf; das Gefühl, etwas Außergewöhnliches zu erleben, überwältigte Hardy. So klein, und er brachte die herrlichsten Klänge hervor.

Später wurde ihm klar, dass die Finger seines Vaters das Entscheidende taten, aber in jenem Moment konnte er wirklich spielen. Die Liebe zur Steel-Gitarre hatte ihn gepackt. Sein Vater erzählte ihm, dass dieses Instrument aus Hawaii stammte. Er zeigte ihm ein Foto von Mädchen in kurzen Baströcken, deren Brüste nur von Blumenkränzen bedeckt waren. Sie tanzten den Hula, erklärte sein Vater grinsend, und sie hätten kaum etwas an, weil die süßen Klänge der Steel-Gitarre sie hypnotisiert hätten. Wenn Hardy später sehr gut spielen könnte, würden die Mädchen für ihn ganz von selbst Blumenkränze und Baströcke anziehen, versprach er. Diese Aussicht gefiel Hardy, obwohl er sich nicht sicher war, ob sein Vater ihn mit den Hulamädchen nicht auf den Arm nahm. Er machte gern Scherze.

Mit einem Ruck kommt der Bus zum Stillstand. Zwei dunkelhäutige Jungen mit aufwändigen Frisuren steigen ein. Antillaner, vermutet Hardy. Er will niemanden diskriminieren, aber er hat es nicht so mit Antillanern. Mit ihnen gibt es immer Probleme, sie sind laut, und am meisten stört ihn, dass sie sich nicht anpassen wollen. Das findet er inakzeptabel. Menschen indonesischer Herkunft aus seiner Generation sind teilweise niederländischer als die Niederländer. Sie beherrschen die Grammatik besser als die meisten Lehrer und kennen die Nationalhymne von der ersten bis zur fünfzehnten Strophe auswendig. Das ist dann auch wieder übertrieben. Schon auf Java hat er sich über Indos geärgert, die den lieben langen Tag den Holländer mimten. Wie fromm sie doch waren, und wie schön sie klassische Klaviermusik spielen konnten, und wie abschätzig sie über die einheimischen Keroncong-Musiker sprachen!

Aber sich gar nicht anpassen, sich nicht assimilieren wollen? Die »eigene« Kultur verherrlichen, wie die Antillaner da vorne, mit diesen Knüpft Teppichen auf den Schädeln, obwohl ihre Wiege hier stand? Das begreift er nicht. Missbilligend blickt Hardy auf ihre Hinterköpfe und dann auf seine Armbanduhr. Elf Jungen in diesem Alter haben jetzt in der Schule zu sein und sich nicht herumzutreiben. Er gibt sich die größte Mühe, das Gedudel zu überhören, das aus ihren Mobiltelefonen kommt und anscheinend Musik sein soll.

Er konzentriert sich auf seine religiöse Erfahrung, damals auf dem Balkon seines Verwandten mit der herrschsüchtigen Frau. Wie die Hulamädchen war er hypnotisiert von der Hawaiimelodie, die in der Kälte den Weg zu ihm fand. Er rannte in die Wohnung